Ausstellungstext GYM, Galerie Weingrüll, Karlsruhe 2013

Tina Schulz

Maschinen sehen uns an

Die Kehrseite des Anthropomorphismus ist die Maschinenähnlichkeit des menschlichen Körpers. Beide Konzepte haben ihre Einsatzfähigkeit und Wirtschaftlichkeit unter Beweis gestellt: So findet die uralte Vorstellung einer beseelten Objektwelt in der Vermenschlichung der uns täglich begleitenden Technik einen zeitgenössischen Ausdruck, wenn zum Beispiel Autos mit Kindchenschema entworfen werden oder die Wärmeabstrahlung des Laptops wie die eines lebenden Wesens empfunden werden kann, mit dem man überdies auch noch kommuniziert. Auch wird die Handhabung komplizierter Technik in Zukunft mehr und mehr auf den intuitiven und somit weitgehend problemlosen Gebrauch abzielen, was nichts weiter bedeutet, als dass Lernprozesse altersunabhängig in eine Atmosphäre kindlicher Experimentierfreude verlagert werden, in der sich kognitive Abläufe und emotionale Zustände unterschwellig aber unentwirrbar mit der Funktionsweise und Gestaltung spezifischer Markenwaren verschränken und wir als Nutzer zu Münzen einer immateriellen Währung geprägt werden.
Doch unter Umständen, die es hier genauer zu betrachten gilt, wird die Blickrichtung umgekehrt; nicht mehr die umgebende Welt und ihre Objekte werden magisch, metaphysisch oder emotional aufgeladen – nein, in Anbetracht der überwältigenden Überlegenheit artifizieller Objekte stehen wir als Konsumenten ebenso im Bann der Maschinen und sind aufgefordert, uns ihnen anzupassen. Im Fitnessbereich haben Objektdesign und Konsumkultur daher den Spieß dieser glasklaren Logik folgend umgedreht: Wollt ihr wie Maschinen sein, so müsst ihr welche werden. Während in den 80er Jahren dieses Thema im Cyberpunk noch ein subversiv-trashiges Potential entfaltete (zu nennen wären hier z.B. die Cyberpunk-Splatterfilme „Tetsuo, the Iron Man“ und „Tetsuo II: Body Hammer“ von Shinya Tsukamoto, aber auch Schwarzeneggers populäre Terminatorfilme), so ist in der Gegenwart der offensichtliche Horror des
maschinell durchdrungenen Menschen dem Leitbild des selbst geschaffenen, äußerlich perfekten und fröhlich gestählten Körpers gewichen. Haut und Fleisch stehen nicht mehr im Gegensatz, sondern in einem mimetisch-symbiotischen Verhältnis zu Eisen, Chrom und synthetischen Polymerverbindungen. Im Fitnesscenter, dem Kreißsaal dieses neuen Körpers, hat die Vermenschlichung der Technik keinen Platz; das Hauptaugenmerk liegt vielmehr auf der hypertechnoiden Ästhetik des Übungsgerätes und seiner Umgebung bis hin zu Kleidung und Ernährung der Nutzerinnen und Nutzer. Diese Gestaltung unterstreicht das Artifizielle, die Künstlichkeit, das Unnatürliche und Inhumane und bereitet daher den Weg in ein Terrain scheinbar unbegrenzter Selbstverwirklichung durch die Überwindung der eigenen schwachen Natur. Um dorthin zu gelangen, muss man lediglich ins maschinelle Dispositiv eintreten: Die Maschine wird zu einer Passform, die den Körper des Nutzers aufnimmt und wie ein fehlendes Werkteil in ihre dynamische Gesamtform einfügt. Der Körper ist gleichsam der Akku, der mit seiner Kraft die Maschine antreibt: eine symbiotische Verbindung. Das Produkt dieser Verbindung zwischen Mensch und Maschine, die geleistete Arbeit, wird jedoch nicht als Ware externalisiert, sondern bleibt dem Körper des Konsumenten als Verlust von Körperfett oder Gewinn von Muskelmasse erhalten. Der Konsument hat die perfekte Kontrolle über Kontur und Konsistenz des Werkstücks, das er bearbeitet: er produziert sich selbst. Im Kraftraum eines Fitnesscenters kann man daher dem Motor einer hedonistischen Gesellschaft bei der Reproduktion zusehen. Das ebenso naheliegende wie absurde Gedankenspiel, die in diesem

Maschinenraum erzeugte Bewegungsenergie doch auch tatsächlich zu nutzen, um damit zum Beispiel zur Deckung des Energiebedarfs des Gebäudes beizutragen, evoziert ein lächerliches Zerrbild sklavisch arbeitender Körper im Rumpf einer Galeere, das nichts mit der Realität und Zielrichtung selbstbestimmten Schwitzens zu tun hat. Zugleich entlarvt dieses Gedankenspiel die Möglichkeit eines kritischen Potentials des aktuellen Körperkonzeptes als nostalgisches Phantasma; stattdessen wird deutlich, wie präzise und wohlüberlegt auf die Befriedigung der durch unsere Gesellschaft geschaffenen Bedürfnisse hingearbeitet wird. In diesem symbiotischen Kreislauf gibt es jedoch einen Moment verschwenderischen Überflusses zugunsten der NutzerInnen: Durch die Bewegung angeregt sorgt die Körperchemie für Dopamin- und Endorphinausschüttungen, die auf den psychischen Mechanismus wirken und ein positives Selbstbild erzeugen, zu dem die leichtfertige Gewissheit kommt, durch die Körperarbeit im Kraftraum etwas „für sich“ getan zu haben. Stephanie Kiwitts Fotoarbeit „Gym“ präsentiert uns diese Endorphine in Reinform: sie sind der kostbare Stoff, der die Maschinen am Laufen hält.